

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Schleef, Einar  
**Tagebuch 1981–1998**

Frankfurt am Main, Westberlin  
Herausgegeben von Winfried Menninghaus, Sandra Janßen und Johannes  
Windrich. Mit farbigen Abbildungen

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42069-0

SV



Einar Schleef  
Tagebuch 1981-1998  
Frankfurt am Main · Westberlin

Herausgegeben von  
Winfried Menninghaus,  
Sandra Janßen  
und Johannes Windrich

Mit Abbildungen

Suhrkamp

Die Edition des *Tagebuchs 1981-1998* wurde gefördert  
durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009  
Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck: Memminger MedienCentrum AG  
Printed in Germany  
Erste Auflage 2009  
ISBN 978-3-518-42069-0

1 2 3 4 5 6 – 14 13 12 11 10 09

# Tagebuch 1981



## SCHNEE

Von Frankfurt zurück. Deutschland ist weiß. Keine Grenze. Der Wald schwarz, die Abraumpyramiden. Saale, Elbe vereist. Keine Grenze. Unter mir zerteilt sich die Wolke. Der Kapitän spricht: Über Eisenach, Eisleben nach Berlin. In 3000 Meter Höhe. Deutschland ist weiß. Der amerikanische Lederhut neben mir. Ein Bauingenieur berechnet Heizungsanlagen. Deutschland ist weiß. Die Frau hinter mir, vorgebeugt, das Bullauge zerkratzt. Deutschland ist weiß. Der Luftkorridor. Die Saale in Schleifen. Deutschland ist weiß. Das Flugzeug besetzt, nur neben mir frei, für meine Tasche, den amerikanischen Lederhut. Deutschland ist weiß. Der Wald schwarz. Rauch und Licht auf den Straßen. Der Kapitän spricht: Alexanderplatz zur rechten Seite. Das Flugzeug kippt. Deutschland ist weiß. Wir fliegen an. Ich bin wieder zu Hause. Die Wohnung leer. Müde. So müde. Schlafen.

Deutschland ist weiß. Unter mir zerteilt sich die Wolke. Deutschland ist weiß. Es quillt in mir. Mich den Krähen und Elstern zerschneiden, in die Bäume hängen, wenn früh sie hoch von der Spree kommen. Damit sie mich tragen. Deutschland ist weiß. Sie kreisen übers Haus, bis in den Grunewald sie verschwinden. Deutschland ist weiß. Deutschland ist weiß. Gegenüber das Altersheim Licht. Die roten Flure. Schwarz der Wald. Abraumhalden. Das lange Spruchband der Eislebener Chaussee. Aus 3000 Meter Höhe. Die Förderzahlen leuchten. Der Plan erfüllt: Deutschland ist weiß. Nicht schuldig.

oder: Nichtschuldig unschuldig. Unschuldig.

Ich kann nur zur Schreibmaschine. Das schaffe ich noch. Hinkriechen. Mich setzen. Den Kopf aufschlagen. Müde sein. Von Frankfurt zurück. Deutschland ist weiß. Keine Grenze. Der Wald schwarz, die Abraumpyramiden. Saale, Elbe vereist. Keine Grenze. Unter mir zerteilt sich die Wolke. Der Kapitän spricht: Über Eisenach, Eisleben nach Berlin. In 3000 Meter Höhe. Deutschland ist weiß. Trinke Cola, gratis im Innerdeutschen Verkehr. Der amerikanische Lederhut neben mir. Ein Bauingenieur berechnet Heizungsanlagen. Deutschland ist weiß. Die Frau hinter mir vorgebeugt, das Bullauge zerkratzt. Deutschland ist weiß. Der Luftkorridor. Die Saale in Schleifen. Ziegelei Voigtstedt, wo ich als Kind. Deutschland ist weiß. Ich halte mich fest. Das Flugzeug besetzt, nur neben mir frei, für meine Tasche, den amerikanischen Lederhut, Unterlagen des Bauingenieurs. Deutschland ist weiß. Der Wald schwarz. Rauch und Licht auf den Straßen. Bis Berlin. Der Kapitän spricht: Alexanderplatz zur rechten Seite. Das Flugzeug kippt. Alle blicken zur linken Seite. Ich halte mich fest. Weißensee, Prenzlauerberg. Meine Straße. Deutschland ist weiß. Wir fliegen an. Berlin. Ich bin wieder zu Hause, Flugplatz und Betonbretterburg. Die Ausfahrt. Gabriele wird warten. Die Wohnung leer. Müde. So müde. Ich schlafe ein. Deutschland ist weiß. Unter mir zerteilt sich die Wolke. Meine Mutter läuft da. Mein Vater ist tot. Meine Kinder ganz klein auf der Straße. Deutschland ist weiß. Es quillt in mir. Keiner den Himmel tapeziert, mich auffangen möchte. Mich den Krähen und Elstern zerschneiden, in die Bäume hängen, wenn früh sie hoch von der Spree kommen. Damit sie mich tragen. Deutsch-



land ist weiß. Sie kreisen übers Haus, bis in den Grunewald sie verschwinden. Deutschland ist weiß. Ich sitze hier. Mich kaum noch bewegen. Nur die Schreibmaschine bleibt. Eingeekreist. Ich bin mein Gefängnis. Meine Haare ausreißen, ob ich mir dann näher? Du siehst gut aus, sagt Gabriele. Wohl Auftrieb bekommen. Wir kabbeln, beißen im Bett. Ich kann nicht aus mir. Deutschland ist weiß. Gegenüber das Altersheim Licht. Die roten Flure. Schwarz der Wald, die Abraumhaldden. Das lange Spruchband der Eislebener Chaussee, ich lese es aus 3000 Meter Höhe. Jetzt stehe ich davor, die Förderzahlen leuchten. Der Plan erfüllt. Ich trinke Cola. Am Finger Blut, so habe ich die Büchse aufgerissen. Deutschland ist weiß. Mich an die Schreibmaschine retten.

#### DEUTSCHLAND IST WEISS

Fliehen wovor. Die Kindheit abschließen, das Unmündigsein um erwachsen zu werden und schuldig. Um mit Falten zu sagen: Das habe ich nicht gewollt. Ich bin immer dagegen gewesen. Ein ganzes Volk, was seine Vergangenheit verschlingt, das Aas unter der Erde versteckt, um es, wenn es Zeit ist, wieder her vorzuholen.

So knurrt ein Volk in Wut, unmündig, müde und hungrig, an seiner Grenze zermahlt es sich und ist unfähig sich zermahlen zu lassen. So müde ist es schon, unfähig die Hände zu heben: Ich bin nicht schuld, ich habe nichts getan. Den Schrei ersticken Hunger und Essen. Es schläft, es verdaut, es bewegt sich so emsig, es ist wieder wach mit geschlossenen Augen. Blind. Damit es die Rute nicht sieht, die eigene Schuld ist nicht sichtbar, wir geben uns auf um ganz eins zu werden.

Deutschland ist weiß. Es gibt keine Grenzen. Du bist Zeuge. Das Auge neben dir. Hier aus der Höhe. Licht und Rauch auf den Straßen. Autoverkehr. Die leuchtenden Parolen. Deutschland ist weiß. Unschuldig. Jeder arbeitet im regelmäßigen Takt, ohne Besinnung, ohne den Kopf zu heben. Deutschland ist weiß. Der Schweiß wäscht es reine. Es leuchtet die Unschuld aus jeder Pore. Deutschland ist weiß. Wir sind uns einig.

#### U-BAHN

Türkenfrauen drängeln rein, schwere Mütter mit breiten Ärschen, niedrig, gedrückt, ohne Hals, dafür Kopftuch. Schewwern, lachen, tratschen, schubsen. Ihre Goldzähne schlagen aufeinander. Das Lachen im Linoleum. Der Bilka- und Woolworthmantel. Strickjacken. Ihre Einkaufstaschen eingeklemmt. Rutschen. Winken. Rot bleiche Gesichter.

U-Bahn. Türkenfrauen drängeln rein, breite Mütter mit schweren Ärschen. Lachen, schewwern, schubsen. Niedrig, gedrückt, ohne Hals, dafür Kopftuch. Ihre Goldzähne schlagen aufeinander. Im Bilka- und Woolworthmantel. Einkaufstaschen eingeklemmt. Nach 8 Stunden Arbeit. Rot bleiche Gesichter schieben ihren Arsch dazwischen.

U-Bahn. Türkenfrauen drängeln rein, breite Mütter mit schweren Ärschen. Lachen, schewwern, schubsen. Niedrig gedrückt, ohne Hals, dafür Kopftuch. Ihre Goldzähne schlagen aufeinander. Im Bilka- und Woolworthmantel. Nach 8 Stunden Arbeit. Rotbleiche Gesichter. Alte Mütter mit Säuglingen, schwarzes Haar,

gelbe Augen. der Mantel zwängt die Brust. Ihr Mann tiefe Falten, verfleckte Hände hält die weißrosa Babysachen. Die Bommelmütze. Die Frau stöhnt. Meine Kindheit. Die Bauersfrauen. Kopftuch um. So sahen sie aus, in der Stadt, wenn sie zum Arzt kamen, ein anderes Gesicht, andere schwarze Haare, so sahen sie aus, in dicken grünen Mänteln, bißchen Kaninchen oben dran, das Kleine an sich gepreßt, irgendeine Krankheit geerbt. Geerbt, sagte der Arzt, lehnte sich zurück, nichts zu machen. Stellen Sie sich wieder vor. Mich in die Ecke gezwängt beobachte ich sie, die lachenden Frauen, den Mann mit den Säuglingsachen. Die Deutsche neben ihm sieht nicht hoch, die Zerstörung ihr ins Gesicht gestempelt, eine Zerfahrenheit, schubweise ist ihr die Seele rausgetreckt worden, die kleinen Rückgratfäden, weiß, dünn wie Zwirn, einzeln, in kleinen Etappen, hat sie nichts dabei gespürt, schmerzfrei, ich möchte sie fragen, schmerzfrei, stolz ist sie darauf, schmerzhaft und auf Kasse.

16.2.81

FRITZ AUS OSTBERLIN

5 Stunden sucht er in Westberlin nach roter Schuhcreme. Für Biancas neue Stiefel Einar, zuerst ins KADEWE. Ich begleite ihn: Fritz bei euch gibts gelbe, hellbraune Creme. Einar nein, bei roten Stiefeln geht das nicht, Mitte Dezember habe ich den Paß beantragt, Mitte Februar für 2 Tage Westberlin, Einar 5 Mark 60 sauteuer!

1981

TROSTLOSER FEBRUAR

Die Krähen fliegen wieder, wer gibt ihnen ein Zeichen, brechen von der Spree auf, drehen hier am Morgen, noch dunkel, von dem Geschrei wach, stehe ich hinterm Vorhang, kann nichts sehen. Über mir, jetzt fliegen sie zum Branitzer Platz, hocken in den Pappeln. Über mir steht man auf, läßt dann das Auto an. Ich lege mich wieder hin, decke mich zu, möchte nicht aufwachen, wälze mich die ganze Nacht, ich kann nicht schlafen. Jetzt kommt man heim, die Tür schlägt, das Auto parkt, der Briefkasten wird geöffnet, ich bin müde, setze mich hin, möchte an der Schreibmaschine einschlafen, die Krähen drehen noch immer. Gelber Horizont. Tintenblaue Wolken. Wenn ich mich jetzt hinlege, werde ich wach, keinen Tag habe ich jetzt gearbeitet, warte, warte, weiß nicht warum, suche im Supermarkt nach dem billigen Brot, die Krähen drehen noch immer, jetzt kommt der alte Schäferhund mit seinem Herrn von der Arbeit. Jetzt brennt im Hausflur Licht. Jetzt wird es dunkel. Der Vorgartenkies. Die Treppe. Ich bleibe hier sitzen. Das Flugzeug über mir. Der Hund bellt. Jeden Morgen und Abend. Mein Briefkasten ist leer. Jetzt wird der andere geöffnet. Gegenüber ist Licht, auch links neben mir. Die Kirschbaumzweige schwanken. Die Krähen sind fort. Sperlinge vorm Fenster. Komm du Affe, brüllt der Herr nach dem Schäferhund. Der bellt, verkriecht sich im Auto. Februar. Die Vorgartentür knallt. Jetzt wird es dunkel. Die Schreibmaschine macht mich wach, jetzt wird es dunkel.

Früh wieder die Krähen, Himmel rot, ich konnte sie nicht sehen, hören, über dem Haus, stand am Fenster, ging nach hinten, rote Wolken, darunter ganz tintig, der

lange Gang Licht, ganz klein sah ich sie oben folgen Richtung Platz, aber so laut in den Wolken. Mochte mich nicht wieder hinlegen, sie kennen die Uhr. Sieben, schreien sie deutlich. Ich bin wach, schon klingelt nebenan das Telefon, über mir Schritte, draußen das Auto an, jeden Tag so weiter. Heute ist mehr Licht, ich fühle mich besser, trinke den stinkenden Tee, setze mich an die Maschine, heute fühle ich mich besser. Vielleicht gibt es Post. Eine Mahnung. Es schneit, langsam wird es Frühling.

Gabriele greint, schreibt in der Uni eine Arbeit, wir liegen auf dem Bett, beißen, schlagen uns, sie geht weg, sie kommt zurück, einunddasselbe. Sie ruft an, hängt ab, nochmal klingelt das Telefon. Mich berührt nichts, ich knie vor den Zeichnungen in der Küche. Das Papier reißt ein, müßte besseres kaufen, schon gestern unterwegs, ich kaufe trotzdem nichts. Auch keine Farbe, male mit Schwarz und Weiß und den Resten, die Gabi im Koffer auf der Flucht mithatte. Der Koffer ist da, geklebt, mit blauen Kordresten von meiner Hose, steht neben dem Bett aufgeklappt, das lila Innenfutter schon dreckig, vom Müllhaufen nahm ich ihn mit, gemacht für Besteck, Messer und Servietten, meine Farben drin, Gabi nahm sie mit, meine Farben, die hatte mir Klemens geschenkt, viele schon eingetrocknet über die Jahre, sechs, mindestens vierzehn, er brachte sie einmal mit, hatte sie schon mal geschickt, da waren sie beschlagnahmt worden, ein großer Karton Farbe. Noch immer habe ich sie, einen Rest, viele Farben sind zerstoßen, einige aber noch ganz, man hat innen nichts weiter vermutet. Ein Rest, den verbrauche ich ganz langsam. Nehme Weiß und Schwarz, billig malt besser.

1981

#### SELBSTHILFE Kurzfassung

(Die Stotterer voreinander, in sich eingesperrt, stottern noch mehr. Nach Luft sich der Hals verzerrt, abschnürt, so voreinander das Fischmaul ringt.) Augen verdreht, der Krampf bis in die Beine, zurückgelehnt versuchen sie, sich zu entspannen, was noch mehr weh tut. Den Kopf abgeknickt, jetzt vorgebeugt versuchen sie, mit der Handbewegung zu sprechen. Jede Silbe einen Schlag, dann fließt die Sprache bis die nächste Hürde sich auftut. Voreinander in sich gesperrt wollen sie ihren Defekt angehen. Krankheit darfst du das nicht nennen.

Ganz von innen wächst der Knoten, dehnt sich nach oben und unten aus, bis er den ganzen Körper in Verzerrung hält. Ins Gesicht gehauen zwischen den Augen sitzt er, im voreinander gesenkten Blick, jeder der Arzt des anderen, unruhig, gereizt, der andere wälzt sich, es faßt ihn keiner an, so mühsam muß jeder seine Niederlage erkennen. Eine Selbsthilfegruppe.

Vom Sinn der Krankheit, daß man den anderen erniedrigen kann, weil er zuhören muß, unsicher wird, ihn gedemütigt vor sich hat, daß er sich nicht mehr verhalten kann, bis aus seiner Niederlage der Gegenschlag erwächst. Ich schwitze am ganzen Körper. Heiß. Die Augen wollen aus mir quellen. Unter der Brust tut es weh, der Magen drückt, ich möchte sprechen lernen.

Nachher sitzen wir, trinken Bier, müde voneinander. Wir kennen uns jetzt. Die Gruppe besteht aus 6 Mann. Das Mädchen ist schon gegangen. Das ist geschlechtsspezifisch, sagt der neben mir. Der andere ist Funktionär, im Vorstand der Gruppe. Auch Stotterer brauchen Vorstand. Wie der Senat bezahlt und was noch sonst an Aufgaben anfällt. Ich kann schon nicht mehr schreiben. Sicher beim Schreiben stottere ich auch. Es sind keine langen Sätze, sie wollen nicht durch meinen Kopf. Sie verlieren Spannung, quellen auf, nichts was ich darin unterbringen könnte. Ich versuche zu schreiben, bilde einen langen Satz. Aber der Gedanke verliert sich, es werden Worte, beim Lesen langweile ich mich dann. Manchmal kocht es in mir, aber dann kann ich nicht weiterlesen, halte den Text in der Hand, lehne mich an, bin zufrieden.

Der Funktionär baut eine Hausgemeinschaft zusammen. Der arbeitslose Architekt übt Gitarre, sehr intensiv, seit 4 Wochen. Bis dahin hat er ganz ungesund gelebt. Seit 4 Wochen hat er eine Freundin, auf eine Tip-Anzeige gemeldet: Wer hat auch so viele Depressionen wie ich. Jetzt wohnen sie zusammen. Einen anderen Bewerber hat er vorher ausgeschaltet. Sie ißt Aufputzmittel und kriegt nachts stundenlang Anfälle. Er deckt sie dann zu. Im ganzen ist er zufrieden. Neben ihm der Stuhl bleibt leer. Er wird nicht weggestellt. Der Platz bleibt offen. Dann der angehende Ingenieur, noch in Ausbildung. Das kann er schnell und gut sprechen, Cordhose und hellen Pulli, schon die Karriere anvisiert, jetzt muß nur noch das Sprechen klappen. Dann ich. Ich lüge wer ich bin, einfach geht das von der Lippe. Trotzdem falle ich auf. Der Funktionär äugt wieder und wieder nach mir. Irgendwie bin ich ein Fremdkorn. Mein Nebenmann, auch in psychiatrischer Behandlung, berät den Gitarremann. Trotzdem meine Beschreibungen, es sind Beschreibungen, in ihre Körper, in sie hinein, nichts dringt, das Stottern ist wie eine Wand, sofort die gegenseitige Kontrolle, beleidigend, kränkend, feindlich: Wer spricht besser? Zack! Die Überheblichkeit siegt. Die Einstufung fällt. Man will nur den anderen hören. Mir fällt eine Last vom Herzen. Ich schien in dem Zimmer zu kochen, gelbe Wände, braune Tür, dünner Tee, in der Küche ein Mädchen mit Brille suchte die Wohnungsanzeigen.

Das Stottern quetscht mich von innen ab. Ich kann nicht schlafen, stehe auf, die paar Schritte zum Waschbecken. Dann sitze ich in der Küche, gegenüber der Gang, das Neon trübe, die Glaswände beschlagen. In Rinnen perlt es ab. Kein Fenster ist hell. Nur ich. Auf dem Linoleum die Farbspritzer. Ich wische sie noch weg, sonst kriechen sie tief, lassen sich nicht mehr wegmachen. Vorm Herd Fett, ganz verschmiert der Boden. Die Margarine riecht, Mittag 16 Stunden her. So kleben die Wände.

Ich überlege, warum mich alles so aufbringt, jede Begegnung in mich einschlägt. Vom Wannrand gucke ich in den Spiegel. Wieviel Tage nicht rasiert? Ich rasiere mich nur, wenn ich irgendwohin muß. Niemand dem ich mich präsentieren muß. Ich werde alt. An den Augen. Die Narben graben sich ein. Erst waren es Wülste. Unterm Arm wächst das Loch. Langsam hebe ich ihn hoch, ihn im Spiegel sehen.

Dann tut es weh. Ich lehne mich an. Die eingetrocknete Zahnpastatube offen, die Seife voll Farbe, auch im Waschbecken Schlieren. An den Kacheln und im Zement festgesetzt. Auch im Haus nebenan dunkel. Ich creme mir die Hände ein. Was soll ich sonst machen? Die Haut brennt. Rot halte ich sie von mir, damit ich mich nicht beschmutze. Die Hände werden wärmer. Die Farbe färbt langsam die Creme. Ich wische die Hände am Zeitungspapier ab. Buchstaben verschmieren. Aber die Farbe geht raus. Jetzt wasche ich mich nochmal. Nur unter den Fingernägeln ist es noch blau. Das mache ich morgen.

Ich konnte heute nicht sprechen. Gestern nicht. Wenn ich nochmal hingeh, kann ich nicht mehr laut lesen. Warum. Warum erschreckt mich an den anderen meine Krankheit. Ich möchte mich entspannen, ruhig sein, aber ich werde zurückgestoßen. Keiner der die Hand ausstreckt. Was erwarte ich? Tue ichs selber.

Ich gehe wieder ins Bett, aber ich kann nicht schlafen.

Bißchen der Himmel rot, aber es wird nicht besser. Freitag gehe ich nochmal hin, ich muß Sprechen versuchen. Eigentlich habe ich Angst. Die ganze nächste Woche wird es noch schlimmer, bis ich sage Nein, die anderen sind mir zu blöd. Meine Vorurteile anhäufen, meine Wand, dahinter kann ich mich verkriechen. Dann schlafe ich wieder eine Nacht, dann kann ich auch manchmal sprechen. Aber ich darf niemand sehen der stottert. Niemand erkennen, mich vollkommen abtöten, mich ausweiden bevor es ein anderer tut. Unmöglich, so weiter zu leben. Warum ziehe ich mich nicht völlig in meine Krankheit zurück, überhaupt nicht mehr sprechen, ja fast bin ich soweit, kaum auseinanderzuhalten, was ich bin, was man aus mir macht. Es ist dunkel, jeden Tag Schmerzen, wird es nur Abend, irgendwohin oder ins Kino laufen, dasitzen, jemanden sehen, ihm ausweichen oder Du. Freitag gehe ich zum Sprechen. Freitag ist heute.

Heute ist Sprechen. Ich habe nie soviel nachgedacht, warum der Körper mich quält, niederdrückt, wie das Sprechen in mir mich abwürgt. Jetzt kommen die Niederlagen. Ich bin kaum zu verstehen. Meine Ignoranz schützt mich. Noch. Nicht lange mehr. Betteln. Ich frage mich wie es weitergehen soll mit dir, höhnt meine Freundin. Alle haben sie recht. Jeder, jeder hat recht, ich will nur Ruhe.

Ich will freundlich sein, schreit sie, aber ich erreiche nur das Gegenteil bei den Leuten, sag bin ich das oder bilde ich mir das ein, alle sind ganz verstört, weil ich so niederträchtig bin. Niemand kann ich ein Wort sagen. Sie heult schon, keiner versteht mich. Was ist nur mit uns los, ich will es nicht glauben. War das früher auch so. Das ist das Alter. Tröste dich, das sind auch die anderen. Gottseidank ist sie jetzt nicht da, ich muß sie nicht sehen, dasitzen am Tisch, ihre Zigarette ausdrücken, Falten und schlaff, wie sie zu immer neuen Überlegungen Anlauf nimmt, aussichtslos. Ich bin das nicht. Das sagt sie laut. Ich gehe jetzt. Bringst du mich Stückchen oder Bier. Über die Brücke Spandauer-Damm wo die Autos strömen. Die S-Bahn tot. Kein Zugverkehr, das Schild aus Pappe. Kein Zugverkehr. Im

Autohaus glänzen die Wagen. Rote Lichter am Neubau. Wir setzen uns in die Kneipe. Mir ist heiß. Jetzt könnte ich schlafen. Wach auf, du mußt noch nach Hause.

Den Berg zurück, meist kommt kein Bus. Also los. Wieder über die Brücke. Aus dem Horizont kommen die Autos. Ich bleibe stehen. Jetzt sind sie unter der Brücke. Das Gelände kalt. Wann ruft sie an. Ich muß nach Hause, mich melden. Das Sprechen tut weh. Den Atem frei strömen lassen.

Im Hals quetscht er sich ab wie meine Gedanken. Bruchstücke die ich zusammenhefte. Ein Telegramm aus einzelnen Schnitten. Aus der Maschine hervorgehackt. Die ich bin. In mir zerrissen.

Sie schreien, die Stotterer, laut, während ich müde, erschöpft auf der Matte liege: Mama Mama. Die Stimmbänder müßten platzen. Ich höre zu, ganz bei mir einen Schrei, die Turnhalle schlägt ihn von Wand zu Wänden. Der Therapeut geht zu den einzelnen, faßt zu, übergebeugt, die Körper beginnen zu zittern: Mama Mama, warum hast du mich nicht lieb. Jaja, schreit der andere, ich bin ein Kriecher, ich habe alles gemacht so wie du willst, jaja ich bin ein Kriecher, ja Papa du hast recht, ja du hast recht. Ich möchte schlafen. Wenn mich jetzt jemand zudecken würde. Das Schreien ist angenehm. Sie schreien furchtbar. Ich kriege keinen Laut über die Lippen. Stöhnen. Ich bin ganz klar. Nie habe ich so schreien gehört. Dann stehen sie auf, schütteln sich den Schweiß ab, verquollene Augen, die nächste Übung. Nur Streß. Sie spielen Rollen. Einzeln der Gruppe vor. Wieder Mama, Papa. Jetzt beginne ich langsam zu kochen. Wenn du hier schreist, mußt du draußen 3mal so laut schreien. Mein Nachbar sieht mich an, meinst du das wirklich? Er stottert, das geht doch nicht, wie würden sich die anderen verhalten. Kannst du schreien: Ja. Wir schreien hier, wir müssen ja üben.

Sie schreien unter Therapie, weil sie draußen nicht schreien dürfen. Die Stunde wie ein Gefängnis. Jedem ist klar, die Qual in ihnen unerträglich, sie schreien sich aus, dann sind sie wieder die alten. Die coolen Jungs, mit bißchen Stotterdefekt, aber sonst ganz in Ordnung. Soft oder Sweet und immer liebt sie niemand.

Ihre Eltern sind schuld. Oder das Arbeitsklima. Einer schreit: Warum bin ich so kalt. Er ist völlig eingefroren. Er sitzt neben mir, Kälte strömt entgegen. Ich ziehe mich schnell an, Strümpfe, Jacke, aber ich friere bis ins Bett.

#### SELBSTHILFE Langfassung

Augen verdreht, der Krampf bis in die Beine, zurückgelehnt, versuchen sie sich zu entspannen, was noch mehr weh tut, den Kopf abgeknickt, jetzt vorgebeugt, versuchen sie mit der Handbewegung zu sprechen. Jede Silbe einen Schlag, dann fließt die Sprache, bis die nächste Hürde sich auftut, voreinander, in sich gesperrt, wollen sie ihren Defekt angehen. Krankheit darfst du das nicht nennen.

Ganz von innen wächst der Knoten, dehnt sich nach oben und unten aus, bis er den

Körper in Verzerrung hält, ins Gesicht gehauen, zwischen den Augen sitzt er, im voreinander gesenkten Blick, jeder der Arzt des anderen, unruhig, gereizt, der andere wälzt sich, es faßt ihn keiner an, so mühsam muß jeder seine Niederlage hinnehmen.

Eine Selbsthilfegruppe.

Vom Sinn der Krankheit, daß man den anderen erniedrigen kann, weil er zuhören muß, unsicher wird, ihn gedemütigt vor sich hat, daß er sich nicht mehr verhalten kann, bis aus seiner Niederlage der Gegenschlag erwächst. Ich schwitze am ganzen Körper. Heiß. Die Augen wollen aus mir quellen. Unter der Brust tut es weh, der Magen drückt, ich möchte sprechen lernen. Aber in mir, wenn ich richtig höre, sitzt eine andere Kraft, die sagt, hör dir zu, keine Intelligenz anwenden. Vertrauen, ich pegele dein Gegenüber ein, ich finde schneller als du heraus, wer er ist. Was er kann, was er denkt, was er macht, mußt du einschätzen. Ich bestimme, wer er ist.

Vertrauen heißt weiter stottern krank sein.

Nachher sitzen wir, trinken Bier, müde voneinander, wir kennen uns jetzt, die Gruppe besteht aus 6 Mann, das Mädchen ist schon gegangen. Das ist geschlechtsspezifisch, sagt der neben mir. Der andere ist Funktionär, im Vorstand der Gruppe, auch Stotterer brauchen Vorstand. Wie der Senat bezahlt und was noch sonst an Aufgaben anfällt. Ich kann schon nicht mehr schreiben, sicher beim Schreiben stottere ich auch, es sind keine langen Sätze, sie wollen nicht durch meinen Kopf, sie verlieren Spannung, quellen auf, nichts was ich darin unterbringen könnte. Ich versuche zu schreiben, bilde einen langen Satz, aber der Gedanke verliert sich, es werden Worte, beim Lesen langweile ich mich dann. Manchmal kocht es in mir, aber dann kann ich nicht weiterlesen, halte den Text in der Hand, lehne mich an, bin zufrieden. Der Funktionär baut eine Hausgemeinschaft zusammen. Der arbeitslose Architekt übt Gitarre, sehr intensiv seit 4 Wochen, bis dahin hat er ganz ungesund gelebt, seit 4 Wochen hat er eine Freundin. Auf eine Tip-Anzeige gemeldet: Wer hat auch soviel Depressionen wie ich. Jetzt wohnen sie zusammen. Einen andren Bewerber hat er vorher ausgeschaltet. Sie ißt Aufputzmittel und kriegt nachts stundenlang Anfälle. Er deckt sie dann zu, im ganzen ist er zufrieden. Neben ihm der Stuhl bleibt leer, er wird nicht weggestellt, der Platz bleibt offen. Dann der angehende Ingenieur, noch in Ausbildung, das kann er schnell und gut sprechen. Kordhose und hellen Pulli, schon die Karriere anvisiert, jetzt muß nur noch das Sprechen klappen. Dann ich. Ich lüge wer ich bin, einfach geht das von der Lippe. Trotzdem falle ich auf, der Funktionär äugt wieder und wieder nach mir, irgendwie bin ich ein Fremdkorn. Mein Nebenmann auch in psychiatrischer Behandlung, berät den Gitarremann. Meine Beschreibungen sind Beschreibungen von außen, von ihren Oberflächen, ihren Kleidern, ihren Bewegungen, in ihre Körper, in sie hinein dringt nichts, das Stottern wie eine Wand, gleich wer kann besser sprechen. Die Einstufung fällt, man will nur den anderen hören, mir fällt eine Last vom Herzen, ich schien in dem Zimmer zu kochen, gelbe Wände, braune Tür, dünnen Tee, in der Küche ein Mädchen mit Brille suchte die Wohnungsanzeigen.

Mit dem kommenden Ingenieur ging ich nach Hause, unter den Yorckbrücken zum Autobus. Strömender Regen, ich mit meiner blöden Mütze, er um sein Haar besorgt, ängstlich, als wenn es seinen Kopf kosten würde, es lief an mehreren Stellen durch, 2 Mädchen in den geschlossenen S-Bahn-Eingang gepreßt, beobachteten uns, als wir an ihnen vorübergingen, reagierten sie, meinten, wir würden zu ihnen kommen, aber der Ingenieur wollte unter die Brücke. Ich sah einem der Mädchen ins Gesicht, ein ängstliches Festhalten, nur einen Moment. Ich konnte es nur undeutlich erkennen, aber sie sagte nichts, ich ging vorbei. Wir standen im Regen, dann kam von oben das Feuer. Es fiel von der Brücke auf die Autostraße. Benzinflaschen. Mehrere Blechkanister. Abfall, Tonnen. Das Feuer lief über die Straße. Die Mädchen traten Schritte vor, wir wie angemeißelt. Die Flammen kamen zu uns rüber. Erst jetzt bewegten wir uns, ich war zu müde, langsam gingen wir zu den Mädchen. Als ob ich es geahnt hatte, sie warteten darauf. Nickelbrille. Rosa Hose. Kurzes Haar. Fleischiges Gesicht. Meine Vorurteile bestätigt. Die Autos hielten an, niemand stieg aus, ein Polizeiauto näherte sich, blieb in 30 Meter Entfernung stehen, auch unser Bus kam um die Ecke, kein Laut, kein Hupen, das Feuer brannte noch, blockierte nur teilweise die Straße, keiner der ausschwenkte, über den Bürgersteig fuhr, die Autos warteten geduldig wie wir. Polizei kam, mehrere Wagen. Sirenen schon von fern, die Beamten stiegen aus, traten gegen die Tonnen, die Feuerwehrleute sprangen raus, eine Übung, nichts Ernstes. Die Mädchen entfernten sich, dann waren sie fort. Der Ingenieur sah mich an, hast recht, die wußten, daß was passiert. Die Beamten traten das Feuer aus, trugen Blechteile zu den Bordsteinseiten, dann holten sie große Besen raus, kehrten die Straße. Wie Vater unseren Kellergang, so machten sie reine. Die Autos warteten bis die Straße frei, fuhren langsam, dann Tempo an uns vorbei, das Wasser spritzt bis zur Brücke. Auch der Bus kam, der Fahrer hielt knapp, im Obergeschoß winkten Jungen, exakt hingekriegt was. Wir setzten uns unten. In den nassen Klamotten müde. Als ich die Kantstraße hochlief wieder Sirenen. Scheinbar stürzte jetzt überall was von den Brücken.

Das Stottern quetscht mich von innen ab, ich kann nicht schlafen, stehe auf, die paar Schritte zum Waschbecken, dann sitze ich in der Küche, gegenüber der Gang, das Neon trübe, die Glaswände beschlagen, in Rinnen perlt es ab. Kein Fenster ist hell. Nur ich. Auf dem Linoleum die Farbspritzer. Ich wische sie noch weg, sonst kriechen sie tief, lassen sich nicht mehr wegmachen. Vorm Herd Fett, ganz verschmiert der Boden. Die Margarine riecht. Mittag, 16 Stunden her. So kleben die Wände. Ich wickle mich ein, trinke Apfelsaft, dann wieder ins Bett. Das Kalte im Bauch läßt mich nicht einschlafen. Ich stehe wieder auf, zum Bad, wo die Möwe\* Krach macht, zum wieoften Mal zu fliegen versucht, torkelt, ins Wasserbecken fällt, verdreckt ihre Flügel reinigt. Was übrig vom Unfall. Jedesmal hackt sie Blut, sie kann es nicht lassen. Ich überlege, warum mich alles so aufbringt, jede Begegnung in mich einschlägt, vom Wannrand gucke ich in den Spiegel, wieviel Tage nicht ra-

\* die Möwe Arthur, die ich im Park Schloß Charlottenburg gefunden und mitgenommen, in zahlreichen Zeichnungen und im handillustrierten Buch ARTHUR festgehalten habe



siert, ich rasiere mich nur wenn ich irgendwohin muß. Niemand dem ich mich präsentieren muß. Ich werde alt. An den Augen. Die Narben graben sich ein. Erst waren es Wülste. Unterm Arm wächst das Loch. Langsam hebe ich ihn hoch, ihn im Spiegel sehen. Dann tut es weh. Ich lehne mich an, die eingetrocknete Zahnpastatube offen. Die Seife voll Farbe, im Waschbecken Schlieren. An den Kacheln und im Zement festgesetzt. Auch im Haus nebenan dunkel. Ich creme mir die Hände ein, was soll ich sonst machen. Die Haut brennt. Rot halte ich sie von mir. Damit ich mich nicht beschmutze. Die Hände werden wärmer. Die Farbe färbt langsam die Creme. Ich wische die Hände am Zeitungspapier ab. Buchstaben verschmieren. Aber die Farbe geht raus. Jetzt wasche ich mich nochmal. Nur unter den Fingernägeln ist es noch blau. Das mache ich morgen. Die Möwe zittert, sie fällt um, wahrscheinlich ihr Bein eingeschlafen. Gleichgewicht unfähig zu halten. Ich konnte heute nicht sprechen. Gestern nicht. Wenn ich nochmal hingehe, kann ich nicht mehr laut lesen. Warum. Warum erschreckt mich an den anderen meine Krankheit. Ich möchte mich entspannen, ruhig sein, aber ich werde zurückgestoßen. Keiner die Hand ausstreckt, was erwarte ich, tue ichs selber. Die Möwe hoppelt, planscht, sie putzt wieder ihren einen Flügel, das andere Ende voll Blut. Warum siehst du nicht ein, du wirst nie wieder fliegen. Wohne hier, draußen sind die Katzen. Das denke ich nicht, das schreibe ich, immer Abstriche machen. Wieviel Scheiße, ich gehe wieder ins Bett, aber ich kann nicht schlafen. Bißchen der Himmel rot, aber es wird nicht besser. Freitag gehe ich nochmal hin, ich muß Sprechen versuchen. Eigentlich habe ich Angst, die ganze nächste Woche wird es noch schlimmer, bis ich sage Nein, die anderen sind mir zu blöd, meine Vorurteile anhäufen, eine Wand, dahinter kann ich mich verkriechen. Dann schlafe ich wieder eine Nacht, dann kann ich auch manchmal sprechen. Aber ich darf niemand sehen, der stottert. Niemand erkennen, mich vollkommen abtöten, mich ausweiden, bevor es ein anderer tut, unmöglich so weiter zu leben, warum ziehe ich mich nicht völlig in die Krankheit zurück.

Jedenfalls Freitag ist Sprechen.

Heute ist Freitag. Heute ist Sprechen. Ich habe nie soviel nachgedacht, warum der Körper mich quält, niederdrückt, wie das Sprechen in mir mich abwürgt. Jetzt kommen die Niederlagen. Ich bin kaum zu verstehen. Meine Ignoranz schützt mich. Noch. Nicht lange mehr. Betteln. Ich frage mich, wie es weitergehen soll mit dir, höhnt meine Freundin. Alle haben sie recht, jeder. Jeder hat recht, ich will nur Ruhe. Ich will freundlich sein, schreit sie, aber ich erreiche nur das Gegenteil bei den Leuten, sag, bin ich das oder bilde ich mir das ein, alle sind ganz verstört weil ich so niederträchtig bin, niemand kann ich ein Wort sagen. Sie heult schon, keiner versteht mich. Was ist nur mit uns los, ich will es nicht glauben. War das früher auch so. Das ist das Alter. Tröste dich, das sind auch die anderen. Gottseidank ist sie jetzt nicht da. Ich muß sehen, wie sie am Tisch sitzt, ihre Zigarette ausdrückt, Falten und schlaff, zu immer neuen Überlegungen Anlauf nimmt, aussichtslos. Ich bin das nicht. Das sagt sie laut. Ich gehe jetzt. Bringst du mich Stückchen oder Bier. Über die Brücke Spandauer Damm wo die Autos strömen. Die S-Bahn tot.

Kein Zugverkehr, das Schild aus Pappe. Kein Zugverkehr. Im Autohaus glänzen die Wagen. Rote Lichter am Neubau. Wir setzen uns in die Kneipe. Mir ist heiß. Jetzt könnte ich schlafen. Wach auf, du mußt noch nach Hause.

Den Berg zurück, meist kommt kein Bus. Also los. Wieder über die Brücke. Aus dem Horizont kommen die Autos. Ich bleibe stehen. Jetzt sind sie unter der Brücke. Das Gelände kalt. Wann ruft sie an. Ich muß nach Hause. Mich melden. Das Sprechen tut weh. Den Atem frei strömen lassen, im Hals quetscht er sich ab, wie meine Gedanken. Bruchstücke die ich zusammenhefte. Ein Telegramm aus einzelnen Schnitten. Aus der Maschine hervorgehackt.

Sie schreien, die Stotterer, laut, während ich müde, erschöpft auf der Matte liege: Mama, Mama. Ich habe noch nie einen Menschen so schreien hören. Kein Theater. Die Stimmbänder müßten platzen. Ich höre zu, ganz bei mir. Einen Schrei, die Turnhalle schlägt ihn von Wand zu Wänden. Der Therapeut geht zu den einzelnen, faßt zu, überbeut, die Körper beginnen zu zittern: Mama Mama, warum hast du mich nicht lieb. Jaja, schreit der andere: Ich bin ein Kriecher, ich habe alles gemacht so wie du willst, jaja ich bin ein Kriecher. Ja Papa, du hast recht, ja du hast recht.

Ich möchte schlafen. Wenn mich jetzt jemand zudecken würde. Das Schreien ist angenehm. Sie schreien furchtbar. Keinen Laut über meine Lippen. Stöhnen. Ich bin ganz klar. Nie habe ich so schreien gehört. Vielleicht Gabis Briefe aus dem Gefängnis im Unterton. Dann stehen sie auf, schütteln sich den Schweiß ab, verquollene Augen, die nächste Übung. Nur Streß. Sie spielen Rollen einzeln der Gruppe vor. Wieder Mama, Papa. Jetzt beginne ich langsam zu kochen. Wenn du hier schreist, mußt du draußen 3mal so laut schreien. Mein Nachbar sieht mich an, meinst du das wirklich, er stottert, das geht doch nicht, wie würden sich die anderen verhalten. Kannst du schreien. Ja. Wir schreien hier, wir müssen ja üben.

Verdammter Mist, wieder verrutscht die Sache. Sie schreien unter Therapie, weil sie draußen nicht schreien dürfen. Die Stunde wie ein Gefängnis. Jedem ist klar, die Qual in ihnen unerträglich, sie schreien sich aus, dann sind sie wieder die alten. Die coolen Jungs, mit bißchen Stotterdefekt, aber sonst ganz in Ordnung. Soft oder Sweet und immer liebt sie niemand.

Ihre Eltern sind schuld. Adressaten genug. Oder das Arbeitsklima. Einer schreit: Warum bin ich so kalt. Er ist völlig eingefroren. Er sitzt neben mir, Kälte strömt entgegen. Ich ziehe mich schnell an. Strümpfe, Jacke, aber ich friere bis ins Bett, bei jedem Wort fange ich jetzt an zu schwitzen.

Die alten Eltern mit einem alten Sohn. In der Stotterselbsthilfegruppe. Spastisch er, sie klagte, möchte ihn in einer Sprachtherapie untergebracht sehen. Als ich zur Tür reinkam, sah er mich an, als ob er sich freuen würde. Ich hätte mich gern neben ihn gesetzt. Seine Hand gehalten. Der alte Vater zog den Mantel an, ich half, er fand nicht den Ärmel. Sein langes, graues, glatt gekämmtes Haar. Der Anzug, die Mutter stöhnte, dunkelroter Strickpulli, brauner Hut. Dann lief sie voraus, der Sohn, der Vater folgte. Im Gang Humpeln, er sah mich nicht an, sein rechter Arm

hing steif, die Finger gekrallt, er mußte sich an der Wand festhalten. Der Vater Kopf gesenkt, dann schloß sich die Tür.

Die Gruppe atmete auf und beschäftigte sich mit Intimproblemen.

Ich hätte mich gern neben ihn gesetzt. Aber es war besetzt. So eng aneinandergemammelt die Selbsthilfegruppe. Ich setzte mich außen hin, bin beinah eingeschlafen.

Dann trank man Bier in einer Kellerkneipe, diesmal gleich ums Eck, knallvoll, kein Tisch, niedrige Decke, dunkel. Kerzen, Studentengestrüpp, Strickpullover und lange Haare, Indiemhemden und Shit. Endlich war Platz, Schulter an Schulter, konnte mich nicht setzen, ging raus, über den Parkplatz erlöst, die uniformierten Neubauscheiben. Nur Licht von den Autos. Ampel rot und grün, stieg in die U-Bahn ein. Da bin ich zu Hause.

1981

#### DIE 1. LESUNG

Ich sitze auf dem Bett, stottere, schalte das Tonband ein, bleibe hängen, wiederhole das gleiche Wort nochmal, es hilft nichts, der Satz wird nicht gut. Heute breche ich ab, verschiebe das auf den Nachmittag. Ob es da besser wird?

Jeden Tag probiere ich jetzt. Ich muß die Lesung vorbereiten. Der Tee quillt hoch, der volle Bauch, wie bereite ich mich vor. Ich muß es schaffen, auch jetzt mit der Sprache die Mauer hochziehen. In der Selbsthilfegruppe. Verachtung hat mich nicht gestört, aber jetzt, wie eine Wand vor mir. Mein Desinteresse wirft mich zurück, aber meine Sprache ist fixer, riegelt mich ein, dann bin ich ein Sack, der voll Unkraut ist. In der Ecke, schnoddrig und böse. Die Rolle nehme ich an. Warum ist mir die Sprache jetzt wichtig? Was trainiert in mir, wenn ich das Tonband anstelle. Wer will wissen, daß ich sprechen kann? Wem will ich mich beweisen? Endgültig die Tür hinter mir zuziehen. Solche Gedanken. Ich will mich nicht öffnen. Für wen spreche ich dann.

Manchmal sitze ich am Tisch, spreche zu mir selbst. Laut, damit es die anderen hören. Der von oben, der den Hund ausführt. Oft bellt er auf der Treppe, dann spreche ich lauter. Der Hund weiß Bescheid, führt seinen Herrn zur Straße.

Gestern traf ich meinen Nachbarn auf der Straße, es war dunkel, hier vorn an der Ecke, die Lampe da, er wich mir aus, ein älterer Mann, solche Angst wenn ich langsam gehe. Auf der Kreuzung oder wo sonst, wo sich die Schritte nähern, die Leute rennen, beeilen sich, so wollen sie der Nähe entkommen. Dann umgekehrt, wer sich kennt, dem geht es nicht dicht genug, sich dazwischendrängen, die Gesichter vor mir, zu nah. Ich kann sie nicht überblicken. Ich sehe nur Augen, Mund, keine Bewegung, nur das Zucken wie Hund, das den anderen Annehmenmüssen. Es tut zu weh, bin unfähig die Hand auszustrecken, der Schmerz, das spürt der andere, weicht zurück, zeigt mir seine Verachtung.

5 Jahre bin ich fast hier, sie sind fremd, fremder als Fremde.

Jetzt trainiere ich die Sprache, auch da will ich keinen Unterschied mehr, so wie die anderen, damit ich unkenntlich bin.

Warum schreiben? Da bau ich mein Totenreich und schmück es mit Fresken. Wie oft wird mir das gelingen, in die Tiefe steigen, bei mir sein ganz am Grunde, lassen das die anderen noch zu oder bringe ich mich selber zur Strecke. Brauche ich jetzt das Tonband als Zeugen.

Wieder Abend, schon im Mantel, sitze ich an der Maschine, vielleicht ruft noch jemand an, daß ich nicht losmuß. Wandern. Unter der rechten Achsel Schmerzen. Auch das Kinoprogramm nichts. Wohin. Laufen. Irgendwo aussteigen, Straße vor. Westberlin ist eng für mich geworden. Wie auf der anderen Seite immer an der Mauer lang. Kein Ausweichen. Die Wohnung macht mich verrückt, überall klopft es, hackt es. Die Tritte nebenan, das Türzuschlagen. Die Stimmen. Meine nicht, ich höre mich sprechen, ertrappe mich, sehe mich im Fenster. Im Gang heute junge Rotkreuzmänner. Ihnen folgten Maler mit Tapete und Eimern. Frühjahr kommt. Werden die Appartements frei. Das Auto wartete an der anderen Seite. Sie kamen nicht zurück. Die Blumen fangen an, ich übe Sprechen. Mir meinen eigenen Text einbleuen. Nach mehreren Anläufen kapiere ich eine Bedeutung, wiederhole, aber es sitzt nicht fest, ich mache sonst nichts, den ganzen Tag ohne Puste, bißchen Einkaufen, dann sitze ich am Tische erschöpft, müde, schwitze. Gestern rief Wera an, den Tag vorher Ricarda, Ostberlin, erinnern sich, ich will es nicht, ich will nicht mehr zurück in den Osten: Hier ist alles eingestaubt, so wie du es verlassen hast, was macht Gabi? Das Lachen bitter. Grüß recht schön, kannst du dich an uns erinnern? Ein Hieb und ich spreche ganz leise. Lege auf, schwindlig. Jetzt muß ich was essen. Denke, nein ich falle in ein Loch, ich gehe lieber zur Mauer, manchmal möchte ich die fragen, die neben mir stehen, das Mädchen was vorgebeugt zur Brücke trottet. Woher bist du? Von der anderen Seite? Warum bist du hier? Niemand fragt. Es will keiner wissen. Jetzt schwitze ich schon, mache den Mantel auf, der Schal heiß, mich gestern rasiert, die Haut brennt, konnte die Nacht nicht schlafen. Ich bin zu nichts zu bewegen.

Mehrmals rief mich Frank vom STERN an: Das geht so nicht, Sie müssen das ändern!

Heute übte ich den Satz: Die Bäume bereiten sich vor feucht zu werden. Bei den Bs bleibe ich hängen und den Ks. Ich weiß nichts mit mir anzufangen. Jeden Tag. Was bereitet sich in mir vor. Eine neue Kraftanstrengung. Ich arbeite nicht, das macht mich kaputt. Ich schaffe knapp eine Seite. Schon der Atem raus. Wieder Niederlagen kassieren, dann läuft die Maschine, tun mir die Ohren weh, nachts hämmert es weiter in mir, jetzt ist Pause, quälende Ruhe, ich wiederhole mich, muß raus, mich auf der Straße erschöpfen. Ermüden.

Nach den Telefonaten wurde nochmals geändert, trotzdem erschien meine Kritik nicht im STERN.

LOEWIG TROIKE BÖHMER   Kommentar

Als ich 1964 nach Berlin kam, lernte ich Loewig kennen, nicht ihn, sondern seine Bücher und Bilder, ich wohnte in seiner Wohnung, er saß im Knast. Seine Frau

lebte verdrückt in ihrer eigenen Wohnung, sah ich sie: Nichts Neues von Roger. Daß es Jahre später meiner Freundin und mir wie dem Paar Loewig-Troike gehen würde, ahnte ich nicht. Vorerst wurde ich exmatrikuliert, meine Mutter schlug die Hände über den Kopf: In welche Gesellschaft bist du geraten! In der Hochschule wußte man, wo ich wohnte. Von mir nicht. Ob die Verbindung zu Loewig zu meiner Exmatrikulation beitrug, blieb offen.

Loewigs Frau ging häufig nach Güstrow zu Marga Böhmer, Barlachs Frau, die hockte hoch im Gertrudenturm, bewachte die Schätze ihres Meisters.

Kam ich von der Schichtarbeit in Adlershof, zu der mich die Hochschule verpflichtet hatte, sah ich das Gespenst Anna Seghers gebückt durch die Kaufhalle hatschen.

Loewig kam aus dem Knast. Ich konnte das Studium fortsetzen, dann hieß es, er darf ausreisen, 1972 mit Sack und Pack, besser, was von seinen Sachen noch übrig, was seine Frau heimlich behielt, was die Stasi unbeschlagnt gelassen. 1972 hielt ich diesen Schritt für falsch: Wie kann man sein Feld freiwillig räumen, es den anderen überlassen. Manchmal hörte ich von ihm, sah seine Bilder, Texte. Jetzt bin ich 4 Jahre im Westen, vor 2 Jahren folgte mir meine Freundin, das Gefängnis ist ihr ins Gesicht geschrieben. Jetzt gibt Loewig sein 1. Prosabuch heraus EINE HINTERLASSENSCHAFT, im Untertitel GESCHICHTEN VON KÄFIGEN UND VOM ZUGVOGELDASEIN. Er hat seine mitgebrachte Habe zusammengesetzt, mit Neuem verbunden. Was legt er vor? Gespenstergeschichten. Eine von einem mächtigen Turm als Bild der Gesellschaft, mit brüchigen Böden, immer bereit Etagen tiefer zu stürzen, auch schneller Aufstieg ist möglich. Mächtig erhebt sich der Turm noch immer. Für Zugvögel ist Deutscher Leim aufgestellt. Der Leim DDR geht nicht ab, er kann waschen und waschen, das trifft alle wie ihn. Aus der eignen Haut, das sind seine Fetzen, die wachsen zu einer neuen, bis sie oben zu drücken, die Schlange pelzt sich, kriecht glänzend hervor, hier füllt sich der Mehl-sack mit Asche.

Jede Geschichte bewahrt, fügt zusammen, versucht die Standortbestimmung, da wo man kleben geblieben ist, das ist wichtig, nicht nur für Leute in Loewigs Situation, inhaltlich geht er konsequent weiter, setzt zur Fragestellung an: Wem ist Kunst im Exil nütze. Wie verändert sich der Autor in dieser Situation. Was verändert ihn. Und schlußfolgert richtig: Warum versteht mich keiner. Wie finde ich Sprache wieder.

Wer antwortet mir? Die Böhmer versprach mir Nachricht zu geben, sähe sie mich einmal in Not, die ich nicht mehr erkennen könne. Sie rief mich an, tief im Sommer, tief im Vergessen, um mich zu wecken, weil ich einzuschlafen drohte auf meinem Wiesenhügel zwischen Ginsterblüten und Löwenzahn. Kein 3 Sterne Buch, kein 3 Sterne Leben. Loewig widmet das Buch seiner Frau, seiner großen Liebe.

In Berlin kursierte, die Seghers sei in Acht und Bann und komme hinter Gitter, die Böhmer habe das 2. Gesicht, leiste ihr bald Gesellschaft, beide atmeten bald gesiebte Luft.

Marga Böhmer besuchte ich mit Uli, plötzlich war da hinter dem Karower See ein Schild: Güstrow. Also dirigierte ich Ulis Motorroller zum Barlach-Haus, dort öffnete man nicht, wir warteten, die Frau hieß es und völlig unverständliches Zeug.